

Kasernenleben beschrieben, wo der menschliche Wille auf infame Weise gebrochen und die Luxemburger vom deutschen Kommiß durch die Mängel gedreht wurden. (cf. Francis Steffen, Die geopferte Generation, Herausgegeben von der Föderation der Luxemburger zwangsrekrutierten Nazioptier, Imprimerie Hermann S. a. r. l., Luxembourg, 1976.)

Was die Reihenfolge der nun kommenden Zeugenberichte angeht, sei vermerkt, daß der Autor sich nach den Einzeldaten richter. Jene, die an dem berechtigten 18. Oktober 1942 als erste zur Wehrmacht gezwungen wurden, kommen auch als erste zu Wort. Sind die Daten gleich, ist die alphabetische Reihenfolge der Familiennamen maßgeblich. Dementsprechend eröffnet Jempi Glesener, ein jüngerer Bruder des Nationalhelden Hubert Glesener †, den Zyklus unserer Erlebnisberichte. —



Jempi Glesener (geboren am 6. August 1921) hatte eben die Gesellenprüfung als Typograph und die dazugehörige Gautscheiter in der Luxemburger Druckerei Charles Hermann bestanden, als er zur RAD-Musterung in die heutige „Maison du Peuple“ nach Esch/Alzette einberufen wurde. Beim Antrittspapell fehlte bereits ein Musterungspflichtiger. Aloyse Staudt, später Polizeikommissar in Kayl, damals in Rümelingen wohnhaft, hatte dem Musterungsbeihil keine Folge geleistet. — Jempi wurde dem „Lützelburger“ RAD-Lager Schrassig zugeteilt und zog am 18. April 1942 daseilbst den erdbraunen Arbeitsdienstock über. Schrassig war für Luxemburger RAD-Männer ein günstiger Standort und keineswegs entlegen. Als Bruder des LFB-Chefs Hubert Glesener und aktiver Untergrundkämpfer konnte Jempi von hier aus der Resistenz weiterhin sehr nützliche Dienste leisten.

An die 600 Luxemburger „Jongen“ traten an, unter ihnen viele einfache Arbeitersöhne. Auch Rümelingen waren dabei, u. a. Jempis Schulkamerad Nic Becker. Jempi wurde dem Trupp eines sudetendeutschen Truppführers zugeteilt, der den „urgermanischen“ Namen Tschikoda trug. Dieser ließ nicht mit sich spaßen. Jempi auch nicht. Es kam zu erheblichen Auseinandersetzungen. Die Ausbildung im Walde von Schrassig war hart. Gauleiter Simon zu Liebe wollten die Feldmeister aus ihren Männern eine Parade-Einheit machen für die kommenden „Lützelburger Kreisparteitage“. Beunruhigt und störend wirkte das gewaltige Hakenkreuz am linken Oberarm der Ausgehuniform. Die Luxemburger fühlten sich wohler im grauen Arbeitsdrilllich.

Hauptarbeitspensum war der Auf- und Ausbau der beiden Lager Schrassig und Mutfort. Die Verteidigung nahte. Kurz vor dieser unangenehmen Begebenheit, die zu einem Prunkereignis im Lagerleben werden sollte, gingen drei Luxemburger RAD-Männer flüchtig. Sie wurden nie wiedergesehen. Die Lagerführung geriet in furchtbare Aufregung. Der Klamauk im Lager war dementsprechend. Bei der Verteidigung standen die Luxemburger mit steinernten Gesichtern am Appellplatz. Nur wenige Deutschgesinnte sprachen die

Eidesformel mit. Die andern bewegten die Lippen kaum und murmelten grausame Flüche auf Großdeutschland und den Antichristen aus Braunau. Doch nun hatte sich die Lage der Dinge geändert. Der „heilige Fahnenfeld“ war geleistet. Wer stiften ging, wurde zum Freiwill und mußte mit den schärfsten Maßnahmen des Sondergerichtes rechnen.

Sechs Monate, bis zum Oktober 1942, sollte der RAD-Zauber in Schrassig dauern. Das war doch eine lange Zeit. Jempi gedachte sich, das harte Drill- und Arbeitsleben leichter zu gestalten. Da wurde im Lager ein Schuster gebraucht. Jempi, der Sohn eines braven Rümelinger Schuhmachermeisters, meldete sich sofort. Das ergab einen schönen Druckposten. Jempi verstand zwar nicht sehr viel von der Schusterei, aber er blieb abgestellt von schwerer körperlicher Arbeit, hatte Zusatzverpflegung wie das Stammpersonal und konnte das Lager nach Bedarf verlassen. —

Am 30. August 1942 war auch die RAD-Abteilung Schrassig zur VDB-Großkundgebung nach Limpertsberg abkommandiert. Spaten und Lederzeug glänzten wie noch nie. Zur Ausgehuniform trugen die Männer als Kopfbedeckung nicht das gewohnte „Schiffchen“, aber die seltsame RAD-Galamütze, die man despektierlich „A... mit Griff“ nannte. Die Schrassiger RAD-Männer saßen mit ihrer Abteilungsfahne an ziemlich exponierter Stelle. Als der Gauleiter die Verordnung über die Wehrpflicht verkündete, kochte der Zorn in den Gemütern der jungen Luxemburger hoch. Doch was sollten sie tun? SA-Männer, die in der Nähe saßen und für den Ordnungsdienst sorgten, faßten den RAD-Trupp ins Auge und rückten drohend die Uniformkoppel.

Als die Abteilung nach Schrassig zurückgekehrt war, herrschte dicke Luft im Lager. Noch am gleichen Abend verweigerten mehrere Stuben das Herausretren. Pfeifen schrillten. Vormänner brüllten Kommandos. Das war Meuterei. Die Luxemburger RAD-Männer bewiesen bei dieser ersten großen Lagerwiderstandaktion eine beispielhafte Solidarität. Die Lagerleitung drohte, bei weiterem Ungehorsam, das Lager von Wehrmachtstruppen besetzen zu lassen. Am folgenden Tag mußten die Männer immer wieder zur NS-Schulung antreten. Sie wurden aufgeklärt über die Größe und Hehrheit des deutschen Soldatenums. Die Verordnung des Gauleiters erlaube es jetzt auch ihnen, Helden zu werden und ihr Leben einzusetzen für das ewige Deutschland.

Die Lagerführung befragte die jungen Leute einzeln, ob sie nicht bereit wären, freiwillig in die Wehrmacht einzutreten und bedrängte sie mit allen möglichen Lockmitteln der Naziverführungskunst. Alle RAD-Männer aus dem Lager Schrassig lehnten diese Zumutung kategorisch ab, bis auf einen einzigen, der deutschen Stammes war. Ende September 1942 war Jempis RAD-Zeit vorbei. Er war Zivilist und nahm seine Berufstätigkeit in der Druckerei Hermann wieder auf.

Schon nach 14 Tagen war der Gestellungsbefehl da, der ihn zur Wehrmacht einberief. Mit den ersten Zwangsrekrutierten verließ Jempi am 18. Oktober die Stadt. Als der Zug von Rümelingen-Oettingen aus, an der

Bahnhofstraße entlang, nach Rümelingen-Hält fuhr, sah der Wehrpflichtige seine Mutter zum letzten Mal. Sie starb während der Einberufung ihres Sohnes. Jempi, der am Bahnhof Luxemburg zu den Hauptanrählern gehörte, wurde von der Feldgendarmarie festgenommen und bis zur Abfahrt des Sonderzuges in eine alte Zollbude auf Bahnsteig I eingesperrt. Als Jempi zum Zug gebracht wurde, herrschte dort ein unbeschreiblicher Tumult. Die jungen Luxemburger sangen: „Lecht eis am A...“, dir h... Preisent Lëtzeburg de Lëtzeburger! Mir welle jo keng Preise sin! Bei der gewaltigen patriotischen Manifestation im Zug nach Trier (siehe S. 110) war Jempi an führender Stelle und wußte auch seine apathischsten Kameraden mitzuerheben.

In der Trierer Kaserne, wo die Begrüßungszeremonie der neuen „volksdeutschen“ Soldaten vor sich ging, fühlte sich niemand bewegt, die Hände aus den Taschen zu ziehen. Dort blieben sie, auch gutluxemburgischer Art, auch beim Deutschlandlied tief versunken. Jempi gehörte zu einer Gruppe Rekruten, die ihren Marschbefehl nach Rendsburg (westlich von Kiel) in Schleswig-Holstein erhielten. Dort wurde er eingekleidet und bekam das Soldbuch. Als Jempi in Wehrmachtsklamotten von der Kleiderkammer zurückkehrte und sein Spiegelbild in einem dunklen Kellertenster erblickte, kam das Weinen ihm hoch. Nun war er deutscher Soldat.

Von Rendsburg aus wurde der neu eingekleidete Rekrut nach Roskilde in Dänemark zu einer Infanterie-Einheit verlegt. Die politischen Führungsoffiziere nahmen sich verschiedene „Volksdeutsche aus Luxemburg“ auf der Schreibstube gleich in den ersten Tagen einzeln vor und bedrängten sie, sich doch als Offiziersbewerber (ROB) zu melden. Zusammen mit seinen Kameraden lehnte Jempi dieses Ansinnen strikt ab. Er gehörte nun der Stammkompanie des Infanterie-Ersatzbataillons 220 an und wurde am 28. Oktober 1942 der 1. Kompanie des Inf. Ausb. Btl. 220 zugewiesen.

Jetzt begann die Grundausbildung. Sie war hart und untertütlich. Glücklicherweise haperte es nicht mit der Verpflegung. Das besetzte Dänemark war damals eine Milchkuh Großdeutsche. Am 15. Januar 1943 wurde Jempi mit seiner Einheit in Roskilde eingeschifft und übers Meer, zwischen den dänischen Inseln hindurch, nach dem Hafen Rostock gebracht. Nach kurzem Aufenthalt in Rostock wurde der Zwangssoldat in eine Kaserne nach Bergedorf bei Hamburg verlegt und gehörte von nun an der 2. Kp. des Marschbataillons 387/3 an. Dieses Infanterie-Bataillon sollte hier auf Zack gebracht werden und den letzten Schilf erhalten, um die Löcher an der Ostfront auszustopfen.

Am 2. Februar 1943 kapitulierten, von Hunger und Kälte zermürbt, die letzten deutschen Verbände vor Stalingrad. Die Verluste waren unüberschaubar. In dem harten Stalingradwinter schrumpfte das Ostheer auf weniger als die Hälfte seiner Sollstärke. Dieser gewaltige Aderlaß mußte kompensiert werden. Woronesch, Kursk, Charkow und Isjum waren gefallen. Unter dem Stammpersonal der Bergedorfer Infanteriekaserne hatte der Begeisterungspegel den Nullpunkt erreicht.

Der Drill nahm immer schärfere Formen an. Gewaltmärsche bis zu 70 km über vereistes Pflaster und verschneite Felder waren keine Seltenheit. Jempi war mit seinen Schicksalsgefährten einer Einheit zugeweiht worden, in der es fast nur Volksdeutsche gab, ca. 500 Oberschlesier, 101 Luxemburger und praktisch keine Reichsdeutschen. Zu seinen besten Kameraden gehörten damals u.a.: Armand Carnes aus Esch-Alzette (ein tüchtiger Kadrenfahrer, dem Luxemburger Sporttaekwreize eine große rennsporliche Zukunft prophezeiten); Mery Geyer, ein junger Eisenbahner aus Uffingen; Louis Fonck (nachmals langjähriger Inhaber des bestbekanntesten Café „Weseschgard“ in Luxemburg) sowie Albert Weber, später Gefängnisaufseher in Givernich.

Hinter vorgehaltener Hand berichteten deutsche Gefreite und Oberschnapsler, die lebend aus der Hölle von Stalingrad gekommen waren und den „Gefrierfleischorden“ trugen, daß die Rekruten in Richtung Stalingrad in Marsch gesetzt werden sollten. Von dort aber kam niemand heim nach Hause. Die Stimmung unter den Beutegermanen aus Polen und Luxemburg war gedrückt.

Der Frontabstellungstrag brach an. Auf den Stuben hatte ein großes Paken begonnen. Die Soldaten waren feldmarschmäßig ausgerüstet, trugen Karabiner und Munition, hatten eisene Portionen gefaßt und warteten voll Ingrim auf den Befehl zum Anretren im Hof. Doch es kam anders. An diesem denkwürdigen Morgen schlitterte das Offizierskorps in der Bergedorfer Infanterie-Kaserne haarscharf an einer Meuterei vorbei. Plötzlich hallte ein gewaltiges Pfeifkonzert, Schreien und Brüllen von den Stuben durch die Korridore. Nur mit größter Mühe gelang es den Ausbildern die rebellierenden Mannschaften zum Abgangsauffell in den Hof zu bringen, wo die Offiziere, vom General bis zum Leutnant, in der eisigen Kälte auf das Anretren des Bataillons warteten.

Truppenmeutereien waren in Kriegszeiten völlig undenkbar, die Folgen ensatzlich. Kommandierende Offiziere, denen solches Mißgeschick widerfuhr, hatten nicht zu lachen. Bei der obersten Heeresleitung galt nur ein Axiom: Gehorsam! Wer davon abwich, war des Todes. Endlich, nach langem Palaver, traten die Grenadiere an. „In Linie zu drei Gliedern! Rührt euch!“ Ein Hauptmann machte Meldung: „Bataillon vollzählig angetreten!“

Da wachte Jempi Glesener, der schlichte, völlig unbedeutende Luxemburger Schütze aus dem dritten Glied eines demonstrativen Bravour-Akt überzeugendster Zivilcourage. Er trat vor die erstarrte Offiziersgruppe, zog seine Luxemburger Identitätskarte aus der Brusttasche des Waffenrocks, dort wo der Reichsadler aufgenäht war, las den Text des Ausweises vor und legitimierte sich als Luxemburger Staatsangehöriger. „Hinter mir“, verkündete er militärisch stramm, „sind 100 Luxemburger und 507 Polen. Es sind weder Deutsche, noch Freiwillige. Sie wurden in den deutschen Wehrdienst gezwungen.“

Wer nicht selbst zwangsrekrutiert war, kann heute kaum ermessen, wieviel Energie, Heimaliebe, Widerstandsgest und Todesverachtung dazu

notwendig waren, um den hohen Wehrmachtsuren solch kühne Worte vorangereiteter Truppe ins Anlitz zu schleudern. So was hatte es in der Bergedorfer Kaserne noch nie gegeben. Das war hochgradige Aufwiegerei. Die Ausbilder hielten den Atem an.

Der Standortkommandeur, ein älterer weißhaariger General, der sich ganz gewiß seine Sporen schon unter Kaiser Wilhelm verdient und den Zusammenbruch der Wehrmacht 1918 miterlebt hatte, zog die Stirne kraus und machte ein äußerst düsteres Gesicht. Dann stellte er schmerzhaft fest: „So bringen wir also lauter Überläufer an die Front!“ Nach einer unheilichwangeren Pause zuckte der General müde die Schultern, winkte gemessen ab und sagte verdrossen: „Lassen Sie wegretten!“ Und über den weiten Kasernenhof klang messerscharf das Kommando: „Auf die Stuben weg, marsch, marsch!“

Als Jempi mit seinen Kameraden in die Unterkünfte zurückgekehrt war und eben abschaltete, wurde er vom UVD (Unteroffizier vom Dienst) zur Schreibstube befohlen, wo der Spielf (Hauptfeldwebel und „Mutter der Kompanie“) einem Tobuchsanfall nahe war. Noch nie hatte Jempi einen Menschen so brüllen gehört, wie den Hauptfeldwebel der 2. Kompanie in der Bergedorfer Kaserne. Er wolle den Sch...-Luxemburger „zur Sau machen“, schrie er und seine Stimme überschlug sich. Als sich die Zornswellen geglättet hatten, wurde der Spielf besonnener und kam zur Sache. Man merkte, daß er von der Batallionsführung bereits Sonderanweisungen erhalten hatte. Es kam zu einer längeren freimütigen Aussprache.

Jempi untraß in klaren Worten die Situation der Luxemburger Soldaten, die keine Deutschen, aber Angehörige eines selbständigen Staates seien und gegen ihren Willen in die Deutsche Wehrmacht gezwungen wurden. Der Spielf ließ Jempis Aussagen zu Protokoll nehmen und teilte ihm mit, das Batallion werde sich den Sachverhalt durch die Gaulteitung in Luxemburg bestärken lassen.

Der Abmarsch zur Front war verschoben. In der Kaserne lief der bisherige Dienstplan weiter. Kurze Zeit später ließ es nochmals: Schütze Glesener zur Schreibstube! Das Anwortschreiben von der Gaulteitung lag vor. Der CDZ führte etwa folgendes aus: „Es stimmt, daß es sich bei den Luxemburger Rekruten weder um Reichsdeutsche noch um Freiwillige handelt, aber um Volksdeutsche. Eine ganze Anzahl junger Luxemburger hätten sich bereits freiwillig zur Wehrmacht gemeldet. Die jetzt unter die Fahnen berufenen Luxemburger seien zu propagandistischen Zwecken im Osten einzusetzen.“ – Nun hatte sich die Atmosphäre grundlegend geändert. Die Luxemburger und Polen wurden hart angefaßt. Kriegsverfahren lagen in der Luft.

Schließlich wurde das Batallion verladen. Der Truppenkommandant hatte alle notwendigen Sicherheitsmaßnahmen getroffen. Der Bahntransport ging nach Osten. Kitzrende Winterkälte ließ das Land zu Eis erstarren. Unterwegs wurde dem aufmüßigen Beauftragten von den Offizieren schwer zugesetzt.

Sie hatten nichts vergessen. An jeder Haltestelle wurde Jempi herausgepöfien, um mit seinem Freund Henri Dieschburg am Zug entlang zu patrouillieren, damit... „niemand stifen ging“. Jempi mußte ganze Strecken im eisigen Bremshäuschen mitfahren. Er sabotierte wo er konnte, stieß Waffenzubehör vom Zug und wart Munitionskisten in den Schnee. Im Bahnhof Leipzig gab es einige Stunden Aufenthalt. Dort vernahmen die Luxemburger, ihr Transport ginge in Richtung Kiew. Tag und Nacht ratterten die Räder. In unermeßlicher Weite dehnte sich der Schienenstrang nach Osten, quer durch Polen bis tief in die Ukraine hinein. Die jungen Luxemburger suchten den Truppentransport zu behindern, wo es nur möglich war. Wenn die Lokomotive Wasser tankte, kroch Jempi mit seinen Kameraden unter das Waggonfahrwerk und füllte Sand in die Ölbüchsen der Räder. Kurz vor Kiew mußten zwei Wagen ersetzt werden. Ein längerer Aufenthalt war fällig. Alles aus den Wagen! Das Batallion trat an mit Waffen. Einige Schießseisen fehlten, und die Luxemburger hatten samt und sonders ihre eisernen Portionen verspeist. Es gab ein großes Geschrei. Die russischen Bahnarbeiter lachten sich kaputt.

Der Dnjepr war erreicht. Weiter ging es über Kiew südwärts nach Kremenschug. Nun war das Endziel nahe. Das Wetter hatte sich merklich gebessert. Die Luxemburger Zwangsrekrutierten trugen ihr Los mit stoischem Gleichmut. Dann kam die Aufteilung des Batallions. Am 28. Februar 1943 wurde Jempi mit vier anderen Luxemburgern, unter ihnen seine Kameraden Albert Reuter, Armand Carnes und Louis Fonck, der 9. Kp. des Gren. Regiments 542 überstellt. Der Quartiermeister wies Jempis MG-Trupp in eine Unterkunft bei einer russischen Familie, die aus Vater, Mutter und Tochter bestand. Die Soldaten suchten es sich in dem bescheidenen Russenhäuschen so gemächlich wie möglich zu machen, legten Strohlager auf den Lehmboden, betätigten Karabiner, Stahlhelm und Gasmaske an der Wand und stellten das Maschinengewehr auf den Stubentisch.

Der Hausvater, ein hochgewachsener beimampunterter Russe, der früher Offizier gewesen war, wurde von den Deutschen zu Hilfsdiensten in der nahegelegenen Kompanieschusterei herangezogen. Er verstand Deutsch. Ständig strich er um die Luxemburger, beobachtete und belauerte sie und merkte bald, daß diese jungen Männer anders dachten, als die übrigen feldgeratenen Soldaten. Eines Abends gab der Furter Markenderware aus. Schnapps war auch dabei. Die Soldaten legten sich zur Ruhe, und bald armerete die Stube den Frieden der Nacht. Auf dem Tisch stand die Branntweinflasche. Im Halbschlummer sah Jempi plötzlich, wie eine Gestalt auf leisen Sohlen in die Stube trat. Jempi blickte genauer hin und erkannte den Hausvater.

Der Russe näherte sich verstohlen dem Tisch. Jempi glaubte zuerst, er wolle ans MG. Doch schon war der Russe wieder draußen. Kurze Zeit später herrschte Jubel, Trübel, Heiterkeit in der anstoßenden Küche. Der Vater hatte die Flasche Branntwein aus der Soldatenstube gemopst. Pan, Matka und Paninka waren stockbetrunken. Jempi begab sich in die fröhliche Familienrunde. „Jan, du dobre Pan!“ lallte der Russe. Und sie schlossen Freundschaft.

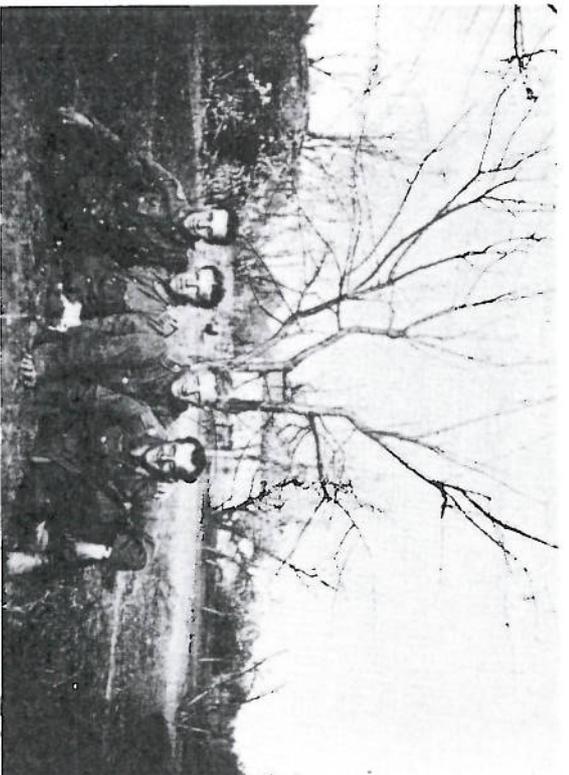
In den folgenden Tagen wuchs das gegenseitige Vertrauen zwischen den Russen und dem Luxemburger. Der Hausvater war ein erstaunlicher Mann. Er kannte so manche geheime Dienstsache aus den deutschen Heeresarchivstudien und sagte genau bis auf den Tag und die Stunde den Fronteinsatz des Bataillons voraus. „Jan, du mir sagen, wo deutsche Kanonen!“ Jempi berichtete getreulich was er selbst über die eigenen Artilleriestellungen wusste. Und der Russe machte sich fleißig Notizen in seltener kyrillischer Schrift. Der Sohn des Hausvaters war in einem deutschen Arbeitslager. Jempi gelang es Briefnachrichten, die die Eltern schrieben, per Feldpost an den Sohn weiterzuleiten.

Eines Tages sprach der Russe Jempi an, blicke auf dessen Bein und sagte lustig: „Du Jan, nicht zur Front! Besser Bein kaputt als Kopf kaputt!“ Das Freundschaftsverhältnis wurde immer enger. Jempi verstand den Hinweis. Der Russe erklärte sich bereit, ihm das Bein entzwei zu schlagen. Die Operation wurde an einem versteckten Ort vorgenommen. Der Russe schlug mit einem Vierkantholz über Jempis Knie. Die Knochen brachen nicht. Der Zwangssoldat verbiß den gewaltigen Schmerz und humpelte zur Feldküche, um Kaffee zu holen. Die Stellung war mit Stolperfahnen abgesichert. Jempi tapste in solchen Fälsdrück und stürzte hin. Der Küchenneuroffizier und seine Gehilfen blickten hoch und sahen, was geschehen war. Bessere Zeugen für den „Unfall“ hätte Jempi sich nicht wünschen können. Er ächzte, stöhnte und jammerte. Die hilfsbereiten Küchenbullen hoben den Verunglückten auf und trugen ihn zur Unterkunft. Der Koch stellte eine Schwelung des Knies fest und rief den Sanitäter. Dieser veranlaßte eine sofortige Überführung ins Lazarett.

Am 27. April 1943 kam Grenadier Johann Peter Glesener nach Kremenschnug ins Kriegslazarett I/607. Diagnose: Schwellung im Bereich der linken Kniekehle! Es waren geruhige Tage, die Jempi im Lazarett zu Kremenschnug verbrachte. Die Verpflegung war gut, das Bett ausgezeichnet. Zum Zeitvertreib spielte Jempi mit den Stubenkameraden „17 und vier“, gewann Rubel und verlor sie wieder. Leider bombardierten die Russen das Lazarett häufig. Dann war es natürlich mit der beschaulichen Ruhe vorbei. Schließlich wurde der Luxemburger einem Arzt vorgeführt, der ihn mordicus KV schreiben wollte. Jempi protestierte heftig und zeigte auf sein geschwollenes Bein, das jetzt vom Knie an abwärts in allen Regenbogenfarben schillerte. Die „KV-Maschine“ ließ sich schließlich bewegen und schickte ihn zu einer Genesendekompanie, die in Kobelaki lag (südwestlich von Poltawa). Dies war am 13. Mai 1943.

Hier erfuhr der Zwangsrekrutierte, was inzwischen mit seiner Einheit geschehen war. Am dritten, vierten und fünften Mai waren die Deutschen bei Isjum, Slawjansk und Listischansk zum Großangriff auf den russischen Brückenkopf am Donez angestritten. Das Grenadierregiment 542 stieß mitten ins Kampfgerümpel hinein. Die Russen richteten ein Blutbad an. Es gab bei den Angerieten Tausende von Toten und Verwundeten. Ein Luxemburger Zwangsoldat aus Künzig mußte sein junges Leben lassen. Freund Louis

...



Zwangsrekrutierte Luxemburger bei Kremenschnug: Glesener Jempi, Reuter Albert, Carnes Armand, Fonck Louis

Fonck wurde schwer verwundet. „Für mich hat deemois eng gud Nonn gebied!“ sagt Jempi Glesener heute.

Vierzehn Tage verblieb Jempi in der Genesendekompanie von Kobeljaki. Dann mußte er wieder zum Fronteinsatz an den Donez. Jempi bezog einen MG-Posten am Donezhofen bei Slawjansk. Nach dem großen Sturm der ersten Marwoche, war die Front jetzt ruhiger geworden. Beidseits des Flusses schienen die Armenen Atem zu holen. Die Steppe schwebte. Gemütlich führte der „kleine Don“ sein Wasser dem großen Bruder zu. Drüben lagen die Russen in Ruhe. Wenn Feuerbefehl kam, schoß Jempi in die Baumkronen am jenseitigen Ufer. Das reduzierte den Munitionsbestand. Die Russen waren lustige Kerle. Sie hängten Stroh puppen in die Bäume, um das Feuer des sonderbaren Schützen anzulocken, dessen MG nur in den Himmel zu schießen sah. Es kam vor, daß Russen und Deutsche beidseits des Flusses gemeinsam badeten. Doch das Idyll am sonnigen Ufer war meist nur von kurzer Dauer. Plötzlich ertönten drüben harte Befehle. Die Russen rasten an die Geschütze, und der Feuerzuber ging wieder los.

Hauptbeschäftigung des MG-Trupps war Schanzen. Unter einem nahelegenden Bahndamm hindurch sollte ein Durchgang gebuddelt werden für den Nachschub. Eines Tages riß eine Kugel den Unteroffizier von den Beinen. Er war sofort tot. Jempi wurde zum Getreiden beordert. Das war eine normale Angelegenheit, die nach einer gewissen Dienstreise im Heer zwangsläufig erfolgte. Nun hatte Getreiter Glesener denselben Dienstgrad wie Adolf Hitler im Ersten Weltkrieg, eine Ehre, auf die der Luxemburger gerne verzichtet hatte. Aber der Getreidenwinkel war nun einmal da und mußte angestrichelt werden. Ein Getreiter konnte es weit bringen in Nazi-Deutschland, sogar zum Oberbefehlshaber der Wehrmacht.

Jempi als „Rangältester“, übernahm nun den „Befehl“ über den fünfköpfigen MG-Posten. In den strategischen Überlegungen des neuen „Postenkommandanten“ erhielt die Verpflegungsbeschaffung einen vordringlichen Platz. Kriegerische Angelegenheiten, wie Munitionsverteilung, Wachschießen, Feuerpläne, Feindberührung traten in den Hintergrund. Jempis Stellung war ein Vorposten. Die Hauptkampflinie (HKL) lag bis zu einem Kilometer weiter zurück. Für die Essenholer war dies ein langer und gefährlicher Weg.

Jempi hatte vernommen, daß die Feldküche an diesem Tag eine leckere Zusatzration ausgab, die den eintönigen Frontspeisezettel vorteilhaft ergänzte. Da er auf reichliche Beköstigung seiner Leute große Stücke hielt, befahl er dem Essenholer, an der Küche für sieben, statt für fünf Mann Verpflegung zu fassen. Das tat der Soldat denn auch. Zufällig stand aber um diese Zeit neben der Gulaschkanone der Stellungsbaunteroffizier namens Rabus, ein Dreikäsehoch und Großmaul, der seine Nase überall hinsteckte. Dieser wunderte sich, warum die Gruppe Glesener für sieben und nicht für fünf Mann Verpflegung fäße. Kaum war der Essenholer mit den Verpflegungskannistern wieder im Stellungsbunker als Unteroffizier Rabus auftauchte. Er brüllte wie ein (kleiner) Stier. Ob Getreiter Glesener wisse, daß dies Kameradendiebstahl sei. Jempi

antwortete gelassen, die Männer seiner Gruppe seien hungrige Frontschweine, sie könnten einen Schlag Zusatzverpflegung wohl vertragen, das stände ihnen zu. Nicht aber den Troßhengsten, die sich die Wänste mit Bratkartoffeln, Fleisch und Frischgemüse vollschlugen. Rabus war außer sich und beschloß beim Kompanie-Chef sofort Meldung zu machen.

Am 21. Juni 1943, dem Fest des Hl. Aloysius, Schutzpatron der Jugend, griffen die Russen aus dem Raume Orel-Bjelgorod und weiter nördlich am Donez entlang mit zwei Millionen Soldaten wuchtig an. An diesem herrlichen Sommermorgen schien die Welt unterzugehen. Jempis Stellung lag unter dem Trommelfeuer der Stalnhorgel. Stundenlang spielten die russischen Raketenwaffen Tod und Verderben in die deutschen Linien. Himmel und Erde barsten auseinander. – Es ist für den Leser der Nachkriegsgeneration kaum möglich, an Hand eines, wenn auch noch so anschaulich geschilderten Erlebnisberichtes, all die Schrecknisse und jähen Todesängste nachzuspüren, denen damals die Zwangsrekrutierten im Toben der russischen Salvengeschütze ausgesetzt waren. Arme bedauernswerte Söhne Luxemburgs in fremdem, verhassten Soldatenrock!

Unauslöschlich prägten sich die entsetzlichen Fronterlebnisse, die, Aug in Aug mit dem Tod, tagelang durchstranden wurden, in die jungen Gemüter ein. Vorzeitig gealtert gingen die Zwangssoldaten aus dem russischen Feuerofen hervor. Mit zwanzig Jahren, müde verbrauchte Männer, denen wilde Todesängste weiße Fäden ins Haar zogen! Die „jungen“ blieben für ihr Leben gezeichnet. Für die, die das Glück hatten, damals, „nicht dabei zu sein“, ist es heute relativ leicht vom breiten Schreibschuß aus, Vergleiche anzustellen, zum Beispiel zwischen Arbeits- und Kriegsinvaliden und abfällig von jenen zu reden, die einst „durch Rußland treppelten“. Auch im bequemen Sessel des abendlichen Pantoffelkinos, wenn auf der Filmerscheibe der Fernsehapparat monumentale Kriegsfilme realistisch Frontgeschehen zu reproduzieren versuchen, läßt sich zwar ein angenehmes Grinsen empfinden, aber kaum ein Urteil bilden über die Probleme der Zwangsrekrutierten. Solches möge man getrost jenen überlassen, die anno 42 bis 45 ihre Haut zu Markte trugen, für eine Sache die nicht die ihre war.

Mitten im Brüllen der Granaten rief ein Meldler den Getreiden Glesener vom MG weg zum Kompanie-Chef. Das mußte wichtig sein. Jempi verließ die Stellung und begab sich zum Befehlsbunker. – Was es doch in der deutschen Wehrmacht nicht alles gab! Es war wegen der „unrechnermäßigen“ Zusatzrationen, Jempi wurde nach Strich und Faden zusammengebrüllt und sollte, da er ja in puncto Verpflegung den Schlaumeier zu spielen vermochte, jetzt mal ran an den Feind. Der Stützpunkt „Uhu“ sei in Gefahr überrollt zu werden. Ob er die zwei Munikästen am Bunkereingang sähe? Die solle er sich schnappen und dann mix wie fort in Richtung „Uhu“. In dem russischen Feuerortkan draußen war dies eine sichere Fahrkarte in den Tod. Jempi machte sich auf den Weg, beladen mit Karabiner, Handgranaten und Munikästen.

„Sprung, auf, marsch! Jempi schlug Haken wie ein Hase und erreichte glücklich den etwa 300 Meter entfernten liegenden Stützpunkt „Kondor“. Hier durfte er nicht bleiben. Er robbte mühsam weiter, kletterte wie ein Wurm am Boden und rannte zwischen den hochsitzenden Erdfontänen der Granatenschläge weiter in Richtung „Uhu“. Die Stalinoegel pfeiferte Geschobündel hinter, vor und neben ihm. Russische Infanteristen, die bereits in den frühen Morgenstunden in Schlauchbooten unbemerkt über den Donz gekommen waren, nahmen den bedauernswerten Munitionsträger unter MG-Beschuß. Jempi lief um sein Leben. Um die Russen niederzuhalten, warf er Handgranaten ins Ufergebüsch. Er wollte seine Haut so teuer wie möglich verkaufen.

Vor dem Stützpunkt „Uhu“ lag eine Minensperre. Jempi mußte hindurch. Im Befehlsstand war dem Zwangssoldaten kein Wort über den Todesstreifen mitgeteilt worden. Der gewissenlose Kompanie-Chef hatte den Luxemburger vorsätzlich in den Tod geschickt. Doch ein letzter glücklicher Sprung brachte Jempi in den Bunkerengang. Im Stützpunkt „Uhu“ herrschte gehobene Stimmung. Die Männer hatten getrunken. „Heil lwan!“ riefen sie, als der Luxemburger mit der Munition eintrat. Die Landesluden ihn ein, bei ihnen zu bleiben und zusammen mit ihnen die Akunft der Russen abzuwarten. „Mann, sei doch nicht blöd, geh doch nicht zurück durch dieses Höllefeuer!“

Die Kerle vom Stützpunkt „Uhu“ schienen Jempi wenig vertrauenswürdiger. Holzauge sei wachsam! Die Situation war zweifelhaft. Jempi beschloß zurückzugehen. Er stellte die Munition ab und brach auf. Der Rückweg war schwer. Die Russen schossen aus allen Rohren. Schwefeldurchdringt kam Jempi im Befehlsbunker an und meldete sich zurück. Die Gradierern blickten ihn an wie einen Mondmenschen. Also hatte der Luxemburger es doch geschafft und die Mutprobe bestanden. – Dies sollte Jempi später bei seiner Kriegesgerichtsverhandlung zum Vorteil gereichen.

Anfangs August wichen die Deutschen zurück. Kaum waren sie fort, als schon die Russen in ihren Löchern saßen. Drei Monate hatte Jempis fünfköpfiger MG-Trupp „mitgeholfen“, einen kilometerlangen Frontabschnitt am Donz zu halten. Bei Slawjansk war eine russische Panzerdivision durchgebrochen. SS sollte sie stoppen. Die neuen deutschen Dora-Geräte und Nebelwerfer (ein Tarnname für Artillerie-Raketen, die von egergenformig angeordneten Rohren auf Selbstfahrlafetten abgeteuert wurden) mähren die russischen Panzergranadiere nieder, die zwischen den mächtigen T-34 vorgingen. Tag und Nacht raste die Schlacht. Die Frontärzte operierten in den Erdlöchern. Jempi kam wieder in vollen Einsatz. Doch sinnlos wollte er seine Haut nicht mehr zu Markte tragen.

Jempi hatte seit einigen Tagen Darmbeschwerden. Ihm schwebte nur eins vor: Du mußt hier heraus! Er schluckte einen faustdicken Klumpen Butter und harpte in seinem Einmannloch der Dinge, die da kommen sollten. Sie kamen. Wilde Bauchschmerzen durchloderten sein Innerstes. Ein schwerer Durchfall

trieb ihn zum Stabsarzt, der alle Hände voll zu tun hatte. Dieser schickte ihn nach rückwärts zu einer Panzerdivision, die dort in Wartstellung lag. Jempi gelangte hin und saß eine ganze lange Nacht mit seinem entseztlichen Bauchgrimmen auf der Eingangsstreppe zu einem behäbigen russischen Steinhau, an dem einer der Divisionsärzte sein Namensschild angebracht hatte.

Bei Tagesanbruch kam ein Sani (Abkürzung für Sanitäter) vorbei und fragte, was denn mit dem Gefreiten an der Haustür los sei. Jempi, der einen sichtlich Kranken Eindruck machte, gab die notwendigen Auskünfte. Der Sani meldete die Angelegenheit dem Stabsarzt, der nach einer erholtsamen Nacht gut gelant vor einem ausgiebigen Frühstück saß. „Der Gefreite draußen möge“, so sagte der Arzt, „eine Stuhlgangprobe abgeben, und der Sani solle sie herbringen.“ Der Sani trat mit einer leeren Konservendbüchse vor Jempi und bemerkte: „Nu sch... mal in den Port!“ Der Luxemburger hatte keine Mühe dies zu bewerkstelligen und trat abseits. Es ging zehn Meter gegen den Wind in eine Flasche.

Bewor Jempi wieder auftauchte, rührte er das Ganze vorsorglich noch einmal um. So schaute die Angelegenheit gefährlicher aus. Der Gefreite gab seine Dose ab. Als der Arzt der Sache ansichtig wurde, rief er den Kranken herein. Ebon hatte die Ordonnanz den Frühstückstisch abgeräumt. Der Arzt schien umgänglicher Laune, stand auf, gähnte behaglich und... wart die Dose samt Inhalt zum Fenster hinaus. Dann fragte er heiter: „Haben sie schon mal zagesehen, wie man in Rußland Fliegen fängt?“ Auf dem Tisch fanden sich noch Brotkrümel und Spuren von der Frühstücksmarmelade. Ein Schwarm russischer Küchenmücken naschte emsig an den Resten. Der Arzt wandte sich zu einem Regal, ergriff ein dickleibiges Buch und ließ es krachend auf die Tischplatte fallen. Es gab einen Mückenbrei. Triumphierend schaute der Arzt in die Runde. Jempi, der interessiert zugesehen hatte, stellte fest, daß dies ein wirklich probates Verfahren sei. Der Arzt seinerseits verlor plötzlich alles Gönnerhafte, blickte den Luxemburger durchdringend an und kam zur Sache: „Sie behaupten also krank zu sein?“ Jempi bejahte. Der Panzerarzt räusperte sich und begann dann mit unheimlicher Ruhe den armen Zwangsrekrutierten aufzuklären über Simulantentum und Krankheitsvoräuschung. Er erläuterte die Gesetze der Front und erinnerte daran, daß Feigheit vor dem Feind mit dem Tode bestraft würde.

Jempi nahm sich zusammen und entgegnete so stramm es eben ging, er sei wegen allgemeiner Körperschwäche nicht mehr in der Lage eine Waffe zu führen. Der Arzt nickte, riß aus dem dicken Russenwäzler eine Seite und forderte ihn auf, mit ihm in den Garten zu gehen, um dort auf das Papier eine neue Stuhprobe zu machen. Der Arzt stellte sich neben ihn und zog die Pistole. Jempi erledigte sein Geschäft im Handumdrehen. Der eiskalte Panzermann hatte ihn wohl durch Genickschuß erledigt, wenn die Sache nicht zustande gekommen wäre. „Blut im Stuhl!“ meinte der silberbetreßte Äskulapjünger fachmännisch. „Ruhsymptome! Sie müssen zurück!“ Er schrieb

einen Krankenzerkel, den der Sani Jempi um den Hals hängte und forderte den Kranken auf, sich unverzüglich in das nächste Lazarett zu begeben.

Jempi stellte sich an die Rollbahn und machte Autostopp (unter solchen Bedingungen haben damals die Zwangsrekrutierten den Daumen am Straßenrand gehoben, um gratis durch die Welt zu trampeln). Ein LKW, der mit leeren Granatjütten beladen war, kam von der Front zurück und nahm ihn mit. Da kein Platz in der Fahrerkabine war, stieg Jempi hoch auf die Ladung und suchte es sich dort bequem zu machen. Nach einigen Kilometern nahm ein russischer Tiefflieger den Wagen unter Beschuß. Eine Geschößgarbe prasselte über Jempi hin. Er hechelte in den Straßengraben. Der Wagen brauste ab ohne den Fahrgast. Tapfer stietelte der Zwangssoldat weiter in Richtung Slawjansk. In der Stadt ein Schilderwald: Frontlazarett, Kriegslazarett, Feldlazarett, Auffanglazarett! Letzteres schien ihm am geeignetesten. Nach dem Erlebnis mit dem Panzerarzt war der Kranke vorsichtig geworden.

Jempi war erschöpft. Er rastete auf einer Mauer. Und wer kam da auf ihn zu? Sein guter Kamerad Armand Carnes, der nach seinem Heimurlaub jetzt wieder an der Front eintraf. Jempi spach: „Armand, hier geht die Welt unter! Warum bist du zurückgekehrt?“ Armand Carnes erzählte Jempi von seinem Gewissenskonflikt, von seiner kranken Mutter, der er die Umstellung nicht zuzumuten konnte, von der drohenden Sippenhaft und der drakonischen Verordnung des Gauleiters vom 10. Juli 1943, betreffend Maßnahmen gegen Fahnenflüchtige. Die beiden Freunde trennten sich mit Tränen in den Augen. Armand Carnes fiel bereits ein Tag später an der Front. Jempi war der letzte Luxemburger, den Armand gesehen hatte.

Schließlich fand Jempi Aufnahme im Auffanglazarett Slawjansk, Sar Kp. 716 (Gastro-Enteritis und Ruhrverdacht). Das geschah am 7. August 1943. Doch war im Augenblick kein Bett frei. Jempi mußte warten. Die Zeit verging. Dann trugen die Sanitäter einen Toten heraus. Nun war ein Bett verfügbar. Ein Sani begleitete Jempi ins zweite Stockwerk und öffnete die Tür zu einem Krankenraum, wo ein ungemachtes Bett stand. Noch war nichts aufgeräumt. An den Laken waren blutige Stuhls Spuren. „Ein Ruhrtroter!“ sagte der Sani gleichmütig.

Jempi erhielt Heilkohle in rauen Mengen. Er stand am Fenster und überlegte. Hier hieß es die Ohren steif halten. Jempi schluckte die Kohle nicht. Er wußte, daß dieses Medikament gegen Diarrhöe Wunder wirken konnte. Im Hof humpelten Verwundete umher. KV-Leute zogen Feldmarschmäßig ausgerüstet mit grimmigem Gesicht zur Front. Das Lazarettpersonal war nervös. Drüben wurden Krankenbaracken abgebaut. Rückzugsabsichten lagen in der Luft. Die Front schob sich immer näher an Slawjansk heran.

Anderntags herrschte ein großes Durcheinander. Das Lazarett wurde nach rückwärts verlegt, 20 km weit. Sankas (Sanitätskraftwagen) transportierten die Kranken und Verwundeten ab. Hinter dem Schulgebäude, in dem sich das Lazarett jetzt befand, stand ein Zwetschenbaum mit unreifen Früchten.

Jempi mußte krank bleiben. Er aß eine ganze Menge Zwetschen und trank richtig Wasser dazu. Das grüne Obst tat seine Wirkung. Es warf Jempi um. Die Ruhr fraß sich in seine Eingeweide. Der Sani stellte einen merklichen Temperaturanstieg fest. Das war unmißverständlich und bedeutete Abtransport in Richtung Heimat.

Am 15. August 1943 (Maria Himmelfahrt) wurde der schwerkranke Gefreite Glesener ins Armeefeldlazarett 4/562 in Gorlowka (nördlich von Stalno) eingeliefert. Glücklicherweise nicht für lange. Auch dieses Lazarett war in völliger Auflösung begriffen. Nachts lag Jempi auf einem Feldbett in einem Bahnhofsraum, der von Wanzen wimmelte. Jempi konnte das Ungeziefer mit der Erkennungsmarke wegschauteln. Ihm war hundeledend. Am nächsten Tag kreuzte ein Stabsarzt mit zwei Sanis auf. Sie siebten die Schwerkranken aus, die auf Heimattransport kamen. Jempi hatte das Glück dabei zu sein.

Von Gorlowka aus ging ein Lazarettzug nordwestlich nach Brest-Litowsk in Polen. Hier wurde der Luxemburger am 20. August eingeladen und ins Reservelazarett II, Brest-Litowsk, eingeliefert. In Brest-Litowsk bestand Partisanengefahr. Die Kranken sollten sich selbst verteidigen und erhielten ein Gewehr mit ins Bett. „Denk, es sei deine Braut!“ witzelten die Sanis. In den warmen Sommermonaten sirrten die Stechfliegen aus den Rokkiosümpfen (der Priort war nahe) durch die offenen Fenster und trugen die Malaria in die Krankenzimmer.

Ein junger Lothninger Unterarzt aus der Gegend von Metz überprüfte Jempis Krankheitsgeschichte und fand seine Nationalität heraus. „Vous êtes Luxembourgeois?“ Nach langen Monaten wieder ein französisches Wort. Jempi freute sich wie ein Kind. Er war so schwach und wog kaum hundert Pfund. „Je vais vous arranger ça“, sagte der freundliche Lothninger Arzt, „vous retournerez en arrière.“ Man behandelte den Luxemburger jetzt viel zuvorkommender. Er erhielt die richtigen Medikamente und wurde erstmals genötigt.

Es war Herbst geworden und kalt. Ein Krankentransport ging nach Westen. Am 2. Oktober 1943 (in Rümelingen rüstete man wohl zur Herbstkirmes) kam Jempi im Reservelazarett Olmütz an. Katholische Schwesern gehörten zu den guten Hausgeistern, die die Kranken pflegten. Das Lazarett war blitzsauber. Seit Beginn des Frontensatzes erlebte Jempi erste hygienische Maßnahmen. Der Schwerkranke armete auf. Endlich war die Läuse-, Floh- und Wanzenplage vorbei. Der Gefreite aus Luxemburg blieb unter ständiger Beobachtung und erhielt eine fachgerechte medizinische Behandlung.

Siebzehn Tage später, am 19. Oktober 1943, wurde Jempi in das Reservelazarett Teplitz-Mährisch-Weißkirchen überwiesen. Dies war ein tschechisches Sanatorium für Magen- und Darmkranke. Ein hochqualifizierter Arzt aus Königberg, Doktor und Professor seiner Spezialität, betreute das

Haus. Er war kein Nazi. Das gab es auch in der Finsternis des Zweiten Weltkriegs. Der Arzt erfuhr, daß Jempi kein Deutscher war und machte aus seinem Herzen keine Mördergrube. Ende 1943 sah er bereits ganz klar voraus, daß er nie mehr nach Ostpreußen zurückkehren würde. Das tschechische Krankenpersonal erteilte dem Luxemburger eine Vorsorgebehandlung. Hatte die Tschechoslowakei nicht ein ähnliches bitteres Schicksal erlitten wie das kleine Großherzogtum im Westen? Schmachtere das Land nicht auch unter dem Stiefel eines barbarischen Unerdrückers? Der Chéfarzi schien dies alles zu wissen. Sein Ton blieb freundschaftlich und zuvorkommend.

In den letzten Oktobertagen kam eines Abends ein Telegramm aus Luxemburg in Teplitz an. Der Arzt begab sich damit zu Jempis Bett. „Mutter schwer erkrankt!“ – Stunden später, ein zweiter Eilbrief an den Gefreiten Glesener: „Mutter tot!“ Kalte Trauer legte sich dem armen Luxemburger Zwangsrekrutierten ums Herz. Er tat dem Arzt sichtlich leid. „Du wirst heimreisen“, sagte er. „Nach deiner Rückkehr läßt deine zweimonatige Kur in Teplitz nochmal an.“ Dann schrieb er Jempi reisefähig.

Der Luxemburger fuhr ab, das Herz voll Leid und Weh. Prag, Wien, Salzburg, Straßburg, Metz, waren die Stationen. Zwei Tage dauerte die Reise. Jempi hatte in der Eile keine Marschverpflegung gefaßt. So hungerte er sich in die Heimat durch, denn er hatte nur wenig Geld und keine Ernährungsmarken. Wasser gab es auf den Bahnsteigen. – Endlich der Zug Metz-Luxemburg! Im selben Abteil wie Jempi reiste die Luxemburger Familie Neu-Thomaes aus Bettemburg. Man kam ins Gespräch. Jempi erzählte, er sei auf dem Wege zur Bahre der toten Mutter. Die Bettemburger waren nette Leute. Sie verstanden Jempis Kummer. Als der Zug nachs um zwei Uhr im Bahnhof Bettemburg einlief, gab es keine Verbindung nach Rümelingen. Die Familie Neu-Thomaes lud Jempi nach Hause ein, wo er nach zwei langen Reisetagen ein erstes Essen erholte. Dann liehen die guten Menschen Jempi ein funkelgelbes Fahrrad, mit dem er Rümelingen erreichen konnte.

Draußen hing dichter Nebel über dem Eisenbahnsträßchen. Man sah die Hand nicht vor den Augen. Jempi fuhr mitten hinein in die grauen Schwaden, die vom „Streißel“ zur Escherstraße krochen. An der Abzweigung nach Abweiler, beim „Rousegärtchen“, geriet er in die falsche Richtung und radelte den Abweiler-Berg hinan. An der Steigung merkte er, daß er sich verfahren hatte. Er fand den Rückweg und fuhr durch die Noertzinger Wiesen und das verdunkelte Kaylal, wo der Nebel dick wie Erbsensuppe stand und erreichte Rümelingen gegen fünf Uhr morgens.

Die Stadt war wie ausgestorben. Black out im Nebel! Wer kann sich das heute überhaupt noch vorstellen im Lichtermeer unserer Städte, wo Neonkaskaden die Nacht zum Tag machen. Als Jempi in der Sebastianstraße am Elternhaus vorfuhr, hörte er flüsternde Stimmen. Die Dunkelheit verschluckte alles. Trotzdem merkte Jempi, daß sich dort hinter dem Gartenor etwas tat. Er rief nach seinem Vater. Harry Glesener ließ seinen Sohn herein ins schwarzverhangene Sterbezimmer, wo die Mutter aufgebahrt war. Vater

Glesener sprach von Bruder Hubert, der seit Maria-Himmelfahrt im Untergrund lebte und von der Gestapo gesucht wurde. Draußen ständen die Häsher vom SD bereit, um Hubert zu ergreifen, wenn er sich zum letzten Gruß an die Bahre seiner Mutter wagen sollte.

Jempi zog die Uniform aus. Am Allerheiligentag 1943, vormittags um zehn Uhr, fand das Begräbnis statt. Die Rümelinger waren in ungewohnt hoher Zahl erschienen, um Mutter Glesener das letzte Geleit zu geben. Kurze Zeit später stand Resistenz-Chef Hubert Glesener im Rümelinger Totengräberhaus bei seinem guten Freund und Widerstandsgenossen Léon Finck und blickte traurig hinaus zum Grab seiner Mutter auf dem herbstlichen Friedhof. (cf. Fernand Lorange, Le Caveau sans Epitaphe in Dem Vergessenen enträssen, Ed. Robert Glesener).

Jempis Kurzarlaub dauerte fünf Tage, die Hin- und Rückreise einbegriffen. Um diese Zeit fielen Bomben auf Luxemburger Bahnhöfe. Während der Rückreise konnte dies, bei den Zugstreifen der Feldgendarmerte, als ritztiger Verspätungsgrund angeführt werden. Jempi verschob seine Abreise bis zum 8. November. Er hatte keine Kontakte mit seinem Bruder Hubert, dem legendären „Monsieur Léon“, der als Luxemburger IPL-Widerstands-Chef von der Gestapo gehezt wurde.

Jempi mußte zurück. Am 10. November kam er wieder im gastlichen Bad Teplitz an. Der magenranke Gefreite aus Luxemburg blieb noch über einen Monat in Teplitz an der Beetzwa. Es gab auch unangenehme Seiten der Behandlung: Schlucken eines fingerdicken Gummischlauchs (zwecks Überprüfung des Magensäuregehaltes) und dergleichen. „Annehmlichkeiten“. Am 14. Dezember 1943 wurde Jempi garnisonsverwendungsfähig geschrieben und zum Gren. Ers. Btl. 61 abgestellt. Nun erhielt er Genesungs- und Frontabstellungsurlaub. Das bedeutete zweimal vierzehn Tage Aufenthalt in der Heimat.

Seinen Rümelinger Urlaub nutzte Jempi voll aus, um die unterbrochenen Kontakte zur Resistenz wiederherzustellen. Eine geheime Zusammenkunft brachte Jempi mit seinem Bruder Hubert im Hause von Mme Jos. Hermann-Jacoby in Luxemburg, Grundberg, zusammen. Es kam zu einer längeren Lagebesprechung. Hubert teilte seinem Bruder mit, er beabsichtige am 29. Dezember mit der Resistenzlerin Juliette Fedler, die ebenfalls gesucht wurde, über die Grenze nach Frankreich zu fahren. Jempi sollte sich anschließen. Hubert verschwand wieder im Untergrund.

Der Zwangssoldat, der sich in regelrechtem Urlaub befand, kehrte nach Rümelingen zurück. – Dieses Jahr feierte die Familie Glesener traurige Wechnachten. Jempi hatte am Mittelfinger eine tiefe eiternde Wunde, die von dem Rümelinger Arzt Dr. Nic. Müller behandelt wurde. Er setzte den Arzt, der als guter Patriot Verbindungen zur lokalen Resistenz hatte, über seine Fluchtabsichten in Kenntnis und bat ihn, wegen der bevorstehenden Reise, um einen besonders festen Verband für den kranken Finger.

Jempi packte seine Koffer und trug sie zum Friseurmeister Jempi Kayser. Dieser schaffte sie nach Esch-Alzette in die Mühlenstraße zum Möbelhaus

Thi rese Capesius. Gegen Abend fuhr Jempi, in Begleitung seines jüngeren Bruders Robert Glesener, mit der Straßenbahn hinuber nach Esch und begab sich ins Haus Capesius. Hier war ein Kris tapfeter Resistenzler vereint, der aus Hubert Glesener, Raymond Heyardt, Juliete Fedler, Liette Dermiens und Thi rese Capesius bestand. Hubert Glesener gab klare Anweisungen. Das Leben im Untergund und die geheimen Grenzübergänge hatten ihn vorsichtig gemacht. Er überprüfte Jempis Koffer und Taschen. Nichts, auch nicht die geringsten Spuren (Eriketten, Z ndholzschnacheln) durften auf Luxemburger Herkunft hindeuten.

Jempi Glesener erhielt einen französischen Paß, lautend auf den Namen Henri Gebert, geboren in Orange (Moselle). Draußen herrschte irgendetwie dicke Luft. Ein Escher Geschafsmann rief an und warnte die Resistenzler, die Gestapo würde das Viertel seit einiger Zeit per Auto umrunden. Doch das Fluchfahrzeug, ein Lieferwagen der Firma Phillips, warnte. Das Unternehmen mußte gewagt werden. Der Wagen fuhr mit Holzgas. Raymond und Hubert stiegen zu dem Fahrer in die Fahrzeugkabine. Juliete Fedler und Jempi saßen in dem vollkommen geschlossenen, dunklen Transportkasten. Raymond Heyardt sollte später mit dem Fahrer zurückkehren.

Eine erste Grenzkontrolle in Audun-le-Tiche verlief reibungslos. Doch die zweite Kontrolle am Hirpser Hof vor Aumetz sollte den Flüchtlingen zum Verhängnis werden. (cf. Le Caveau sans Epitaphe in Festschrift der Escher UPAFL-Sektion 1969, S. 69.) Zwei Grenzschutzbeamte stoppten das Auto. Es mußte geoffnet werden. Als die Deutschen Juliete und Jempi im Transportkasten erblickten, rochen sie Lunte. Hubert erklärte, sie wollten nach Aumetz in eine bestimmte Gastwirtschaft, um dort ein Radiogerät abzuleihen. Das Café war jedoch an diesem Abend geschlossen.

Die Luxemburger wurden zum Gendarmereiposten nach Aumetz geleitet. Raymond Heyardt gelang es in letzter Minute zwei Pistolen und Jempis falschen Paß hinter einem Fensterladen des Gendarmereigeb udes zu verstecken. Dieses war verdunkelt. Nur der B uroraum war spärlich erleuchtet. Jetzt gingen im Hause die Lichter an. Die Läden schlossen nicht dicht. Ein Grenzschutzmann zog sie, wegen der strengen Verdunklungsvorschrift, fester zu und fand die Waffen und den Paß. Die Grenzschutzleute hirtzen wie die Ameisen durcheinander. Es herrschte Gro alarm. Telephone klingelten, Schreibmaschinen klapperten. Schwerewaffener Grenzpolizisten und Gendarmen tauchten auf. Z hneltschende Suchhunde zerrten an den Leinen. Die Escher Gestapo traf ein. Splinternackte wurden die Flüchtlinge ausgezogen, die Kleider untersucht. War der geheimnisvolle Monsieur Léon nun endlich ins Garn gegangen?

Die Grenzpolizisten machten nicht viel Federlesens. Die Resistenzler wurden aufgeladen und nach Esch ins Polizeirevier, Redingerstra e, verbracht. Das Auto war beschlagnahmt. Im Polizeigefängnis blieben die Verhafteten nur kurze Zeit. Es war anscheinend nicht sicher genug. Hubert Glesener hatte bereits Monate vorher geheime Fäden zu dem Gemeinde-Chauffeur Jacques

Wehler gezogen, der im Falle eines Falles bereit war, das seinige beizutragen, wenn sich eine Befreiungsaktion aus dem Polizeirevier als notwendig erweisen sollte. Die Gefangenen wurden ins Escher Gendarmereigeb ude, Nordstraße, verlegt. Hier kamen sie in getrennte Zellen. Glücklicherweise hatte die Polizei jempis Hut nicht untersucht. Dort war ein Zettel mit zwei französischen Passurs-Adressen versteckt. Jempi verspeiste das Papier, so daß von diesem gefährlichen Belastungsmaterial keine Spur zurückblieb.

Unendlich langsam verrannen die Stunden der Nacht. Es gelang Jempi mit seinem Bruder von Zelle zu Zelle Sprechkontakt aufzunehmen. Hubert Glesener gab seinem Bruder Anweisungen über die Aussagen, die er in den kommenden Verhören machen sollte. Dann graute der Morgen und die Gefangenen wurden in die Villa Seligmann zum Sitz der Escher Gestapo verbracht. Jetzt  bernahmen die gefährlichen Gestapo-B trel das Verhör. Stundenlang standen die bedauernswerten Resistenzler mit dem Kopf an der Wand. Es regnete Faustschläge, Ochsenziemer piffen. Jempi zog einen Fluchversuch in Erwägung. Ein Hechtsprung in die Freiheit, durch die Bliverglasung des nahen Fensters schien nicht unmöglich. Doch ein Zivilbeamter, der für die Gestapo arbeitete, ließ die Kolladen herab.

Am Nachmittag, Transfer ins Grundgefängnis nach Luxemburg! Die Haftanstalt war  berfull. Die Gefangenen wurden im Korridor der Kriminalabteilung zusammengepfercht und in Handschellen gelegt. Gestapofahrzeuge brachten sie anschließend nach Hinzert ins KZ. Juliete Fedler kam nach Ravensbrück. Wir wollen die Einlieferungszeremonien in Hinzert übergehen. Sie sind bekannt. Halbrot geschlagen, den Kopf geschoren, in H ftlingskleidung fand sich Jempi im Hinzertter Bunker wieder. Er trug die H ftlingsnummer 4903. Es folgten Dunkelarrest und Einzelhaft. Furchbare Folterungen umnahmen die stundenlangen Verhöre. Jempi hatte keine Verbindung mehr zu seinem Bruder. Dieser ging ungebeugt in den Tod. Am Vormittag des 25. Februar 1944 wurde LPL-Chef Hubert Glesener, der tapferste der Tapferen, mit 22 andern Luxemburger Widerstandsk mpten, unter ihnen Freund Raymond Heyardt, in Hinzert erschossen.

Eine Woche lang schmachtete Jempi im Hinzertter Bunker. Dann brachte ihn die Gestapo zurück nach Luxemburg ins Grundgefängnis. Jempi blieb in strenger Einzelhaft. Die Häftlinge hatten Schreibverbot. Kontakte mit der Außenwelt gab es nicht mehr. Doch der Henker schien Jempi Aufschub zu gewähren. Noch war er nicht reif für die Kugel. Die Gefängnisverwaltung fand heraus, daß der Häftling Glesener von Beruf gelernter Buchsetzer sei. Solche Leute wurden gebraucht. Jempi wurde zur Gef ngnisdruckerei abgestellt. Hier arbeitete er bis Ende Februar 1944. Er lernte viele Luxemburger Häftlinge kennen, die damals wegen ihrer Treue zu Thron und Heimat im Grundgefängnis einsitzen mußten, unter ihnen auch der brave R melingger Patriot Nic. Hoescheid, mit dem er oft zusammen war.

Jempi, der bald mit den Druckpressen auf du und du stand, beschädigte durch einige Kunstgriffe die Mechanik in solcher Weise, daß die Maschinen bei

seinem Abgang aus dem Grundgefängnis nicht mehr betriebsfähig waren. Jempi, als Wehrmachtsangehöriger, wurde jetzt der Militärgerichtsbank überstellt. Am 26. Februar, ein Tag nach der Hinrichtung seines Bruders Hubert, wurde sein Verfahren im Justizpalast zu Luxemburg vor dem Kriegsgericht eingeleitet. Zwölf Anklagepunkte lagen vor. Die schwersten waren: Fahnenflucht, Zersetzung der Wehrkraft, Beihilfe zur Fahnenflucht, Zusammenarbeit mit dem Feind, Vorgehen gegen die Sicherheit des Reiches, verbotener Grenzübertritt.

Der Staatsanwalt, ein höherer Wehrmachtsoffizier, beantragte die Todesstrafe. Jempis Verteidiger, ein Rechtsanwalt aus Trier, schloß sich diesem Antrag an. Der Militärrichter fragte, ob der Angeklagte noch etwas zu sagen habe. Jempi gab sich nicht geschlagen und hielt sein eigenes Plädoyer. Er unterstrich, daß er als Luxemburger der Wehrmacht nicht freiwillig beigetreten sei. Das Gericht hatte kein Recht, ihn als Nichtdeutschen zu verurteilen. Außerdem habe er vier Wochen Frontabstellungsurlaub gehabt und er hätte in dieser Zeit nach Paris zu seinen Verwandten reisen wollen.

Der Richter legte die Stirn in Denkerfalten, fragte nach Jempis Geschwister und teilte dem Angeklagten lakonisch mit, Bruder Hubert sei nicht zu retten. (Dieser war bereits tot.) Der Staatsanwalt seinerseits räusperte sich vernehmlich und stellte dann gönnerhaft fest, das militärische Verhalten des Angeklagten während der schweren Abwehrkämpfe am Dorez im Sommer 1943 habe kaum Anlaß zu Klagen gegeben. Er möchte deshalb die Annahme wagen, der Angeklagte sei noch nicht ganz für die Wehrmacht verloren (Hitlers Armeeen brauchen Soldaten).

Und das Kriegsgericht zog sich zur Beratung zurück. Diese schien Jempi unendlich lang. Schließlich trat das Gericht wieder an und fällte das Urteil: Frontbewährung in einem Strabataillon! Die Todesstrafe war abgewandelt worden. Man hatte Jempi eine letzte Chance gegeben. Der Verruchte wurde mit zwei anderen luxemburger Fahnenflüchtigen (Pompemeyer aus Esch und Linden aus Stadgrund) von fünf feldgrauen Soldaten in Handschellen zum Gefängnis zurückgebracht.

Am 1. März 1944 holte ein Unteroffizier aus München den Häftling Glesener im Grundgefängnis ab, um ihn als Wehrmachtsstrafgefangenen in die bayerische Hauptstadt zu verbringen. Jempi war in Zivill. In der „alten Avenue“ überreichte ihm der mittlere Bäckermeister Kummer eine Düte Backwerk und einen großen Kranzkuchen. Der brave Mann nahm kein Geld und keine Brotmarken an. – Die Reise nach München verlief ohne Zwischenfall. Jempi Glesener wurde als Wehrmachtsgefangener der 3. Grenadierkompanie, Gren. Ers. Bataillon 61, unterstellt. Der Häftling durchlief in München mehrere Wehrmachtsgefängnisse, bis zum 6. Juni 1944, dem Landungstag der Alliierten in Frankreich.

Auf zum letzten Gefecht! Ein Häufen hartgesottener, zu allem entschlossener Wehrmachtskämpfer brach auf in Richtung Normandie. Jempi gehörte

dem Marschbataillon Z.B.V. (zur besonderen Verwendung) 361 an und wurde am 28. Juli der 5. Kp. des Gren. Regiments 984 überstellt. Jempi geriet in den Hexenkessel von St-Lô. Die gigantische alliierte Feuerwalze überrollte die deutschen Armeen. Das Flammenschild des rächenden Gottes fuhr nieder auf die feldgrauen Divisionen. Jempi, der seine Feuertraufe bereits am Dorez erlebt hatte, ließ sich nicht mehr ins Bockshorn jagen. Er nahm Kontakte zur Zivilbevölkerung auf und wußte bald besser Bescheid über die Gefechtslage als seine vorgesetzten Offiziere. Diese waren einigermaßen überrascht über die Sprachkenntnisse des einfachen Soldaten Glesener und suchten dessen gute Beziehungen zu den Franzosen für eigene Zwecke auszunutzen. Jempi wurde mehrmals als Dolmetscher aus dem dichtesten Feuer zum Bataillonsstab befohlen. Das gab Stunden der Ruhe.

Mit der Verpflegung haperte es. Die FFI hatten die Nachschublinien von Paris her unterbrochen. Jempi wurde als Versorgungs- und Beschaffungssoldat eingesetzt. Durch die russischen Erfahrungen gewieft, machte er im „Organisieren“ gute Fortschritte. Jempi tätigte Einkäufe für die Wehrmacht bei der Zivilbevölkerung. Das war ein lebensretterender Posten. Der luxemburger Zwangssoldat hatte auf seinen Verpflegungsgängen im Frontgebiet Erlebnisse von einer geradezu unwahrscheinlich anmutenden Abenteuerlichkeit. Leider sprangen die meisten dieser fesselnden Anekdoten, wegen ihrer Stofffülle und Detailhäufung, den Rahmen vorliegenden Berichtes, so daß hier auf eine umfassende Wiedergabe verzichtet werden muß. –

Am 8. August 1944 lief Jempi bei Vire, südöstlich von St-Lô zu den Amerikanern über. Er versteckte sich in einem Erdloch und wartete bis zum Anbruch der Nacht. Bei ihm waren zwei Deutsche aus der Stralkompanie, ein Landwirt aus Bayern und ein Friseur aus Wien, die ebenfalls desertieren wollten. Als die Dunkelheit über das Land zog, krochen die drei Kameraden behutsam durch die Hecken auf die amerikanischen Linien zu. Das war kein leichtes Unterfangen. „Go on!“ sagten die Amerikaner und fäkten die Überläufer nicht mit Handschellen an. Sie wurden eingehend verhört. Danach transportierten die „Amis“ den luxemburger Zwangssoldaten in ein Kriegsgefangenenlager bei Ste-Marie-du-Mont, Gefangenennummer 31 G 819865.

Hier befand sich bereits eine Anzahl luxemburger Schicksalgenossen, u.a. Mety Geyer (Uffingen) und Albert Waringo (Limpertberg). Jempi meldete sich freiwillig in die amerikanische Armee. Er war zu allem entschlossen und wollte an der Seite der Alliierten weiterkämpfen. „Well!“ meinte der amerikanische Offizier, „die US Army braucht keine fremden Soldaten, aber Arbeitskräfte“. Jempi trat als „Workman“ in die Dienste der Amerikaner.

Zuerst setzte man Jempi als Totenträger in einem Leichenkommando ein, gleich vorne in den ersten Linien. Danach wechselte er in ein Benzinlager über, dann in ein Torf- und schließlich in ein Ernährungslager. Der letzte Job war kein schlechter Posten, aber leider nicht von Dauer. – Inzwischen war es Ende September geworden. Die siegreichen amerikanischen Armeespitzen hatten

Luxemburg erreicht. In den Lagern warteten die zwangsrekrutierten Kriegsgefangenen sehnsüchtig auf den Rücktransport in die Heimat. Waren sie nicht Alliierte? Da mußte sich doch jemand um sie kümmern. Es herrschte eine gedrückte Stimmung. Sehnsüchtig dachten die Bedauernswerten an ihr schönes Ländchen, dort drüben im Westen, wo jetzt die Wälder herbstlich rauschen. Warum holte man sie nicht heim?

Jempi trug nun eine amerikanische Uniform mit der Bezeichnung „Luxemburg“ am Ärmel. Ein kanadischer Offizier, dem er sein unglaubliches Schicksal erzählte, zeigte Interesse und machte ihn zur Ordnungszahl einer Offiziersmesse. Jetzt besserte sich sein Leben und das der zwangsrekrutierten Kameraden. Jempi sorgte rührend für ihr Leibliches Wohl. Die Wochen vergingen. Der Winter fuhr mit Sturm und Regenböen über die Halbinsel Cotentin. Es war bitter kalt. Jempi wurde mit einer großen Gruppe Luxemburger nach Cherbourg in ein riesiges PW-Lager verlegt. Er trug jetzt die Gefangenenummer 31 G 537 236. Und immer noch bestand keine Aussicht auf Repatriierung. Hatte Luxemburg seine „Jungen“ wirklich vergessen?

Jempi gehörte jetzt bereits zu den Alt-Gefangenen. Er übernahm den Chef-Posten über die Luxemburger und sorgte für die Arbeitsverteilung, Verpflegung und Krankenbetreuung. Das war ein verantwortungsvolles Amt. Auf einem seiner nächtlichen Rundgänge durchs Lager sah er wie ein deutscher Soldat einem andern in das gegenüberliegende „Caché“ (PW – Gefangenenabteilung) eine Pistole reichte. Also waren noch immer Nazis im Untergrund tätig. Der Werwolf ging um. Jempi alarmierte sofort die amerikanische Wachmannschaft. Im „Caché“ kam es zu einer großen Razzia. Dabei stellte sich heraus, daß die Nazis dort ein regelrechtes geheimes Waffen- und Munitionslager angelegt hatten. Auch an Verpflegung mangelte es nicht. Offensichtlich war ein Gefangenenaufstand geplant. Das war etwa um die Zeit, als in Luxemburg die Rundstet-Offensive losbrach.

Im Januar 1945 erschien dann im PW-Lager Cherbourg eine luxemburgische Militärdelegation mit Kapitän Wolf und Sergeant Camille Biever, alias Mercier. Die Luxemburger Zwangsrekrutierten wurden einzeln verhört. Das war demütigend, aber es mußte sein. Dann kehrte die Delegation nach Luxemburg zurück, und ... die Zwangsrekrutierten blieben im Lager.

Die Winterabende waren lang. Heimweh nagte an den Gemütern. Weihnachtsliedern sangen die Luxemburger ihre traurigen alten Lieder. „Iwer mir nët ë Stierchen, hält do uëve Wüchtr!“ Willy Hülsmann sorgte für die musikalische Begleitung. Anatole Schlessor (später Abbé) befaßte sich mit den geistigen Belangen der Kameraden. Antoine Weiss (später LAV-Sekretär) tat sein Bestes, damit die Moral nicht verloren ging. Jempis getreuer Freund und Famulus, sein Rünelinger Schulkamerad Merry Michaux, war ein Meister im „Organisieren“. – Die Zwangsrekrutierten konnten nicht verstehen, warum keine Mittel und Wege für einen Heimtransport gefunden wurden.

Jetzt wahren wärmere Lüfte vom Meer her ins Land. Der Frühling war da. Es war März geworden. Frühjahrsregen rauschen über das Lager. Das gab neue Hoffnung. Hitlers Offensive im Westen war zerschlagen. Deutschland lag in den letzten Zügen. Die deutschen Gefangenen rüsteten sich zu einem langfristigen Lageraufenthalt. Sie pflanzten Blumen vor die Zelte und suchten die Unterkünfte wohnlicher zu gestalten. Eines Tages, Mitte März, erschien ein amerikanischer Offizier im Lager, der die freudige Nachricht verkündete, nun habe die Stunde der Befreiung für die Luxemburger geschlagen. Endlich!

174 Zwangsrekrutierte durften heim. Es herrschte eine unbeschreibliche Freude unter den Luxemburgern. Einige mußten zurückbleiben. Gut so! Ihre Weste war nicht sauber. Es wurde Verpflegung gefaßt, und dann ... hinein in die Eisenbahnwagen. Noch nie waren die zwangsrekrutierten Kriegsgefangenen begeisterter auf Transport gegangen, als an diesem unvergesslichen Frühlingstag in Cherbourg.

Am 21. März 1945, morgens um sechs Uhr, erreichte der Zug die luxemburgische Grenze und hielt im Bahnhof Péttingen. Jempis Herz wurde weh. Ihm fielen Verse von Michel Rodange ein, die er vor Jahren im Schullesebuch der Oberstufe auswendig gelernt hatte: Daheim, da steht ein liebes Haus in meinem Angedenken! Der Friede geht drin ein und aus mit allerlei Geschenken. – Im Repatriierungsaal Mogador herrschte Wiedersehensvorfreude. Die Eltern hatten Koffer mit Zivilkleidern nach Péttingen geschickt. Die „Jungen“ sollten in Anzügen heinkehren, die nichts gemein hatten mit den schabigen Uniformen der Gefangenschaft. Jempis Kleiderkoffer war nicht aufzutreiben. Der Heimkehrer suchte vergebens nach einem Gepäckstück, das seinen Namen trug.

Nun saß Jempi da, in der Unterhose! Seine Kameraden brachten auf. Er blieb zurück, hatte keinen Anzug. Die Amerikaner waren nicht bereit ihm ihre Uniform zu lassen. So war nun einmal Uncle Sam! Gegen Mittag bot der niedliche Wirt Jempi einen Teller warme Suppe an. Was nun? – Am Nachmittag beriet der MMR-Hüterchef Mathias Hardt aus Péttingen die Gastwirtschaft. Der barmherzige Mann wußte Rat. Er ging nach Hause und brachte Jempi einen Zivilanzug. Jempi stieg hinein. Die Jacke war zu groß, die Hose zu weh. Aber Jempi hatte schon in andern Klamotten gesteckt.

Per Lastwagen erreichte der Heimkehrer die Hauptstadt. Jempi begab sich zum Repatriierungsbüro im Schulgebäude Kongregationsstraße und gab die Liste der „Jungen“ aus dem PW-Lager Cherbourg ab. Der Empfang war sachlich, die Begrüßung nüchtern. Jempi fragte, wie er denn nun nach Rünelingen käme, er habe kein Geld. Man überreichte ihm 500 Franken als Handgeld für den Start ins Zivilleben. Jempi marschierte zum Bahnhof und löste eine Fahrkarte nach Rünelingen. Im Zug war Jempi nachdenklich. Die roten Felsen blickten wie vor drei Jahren unbeweglich zu Tal. Doch in der Seele des Zwangsrekrutierten war vieles anders geworden. Und in Rünelingen?

An der Station Rümelingen-Halt stieg Jempi aus. Bekannte waren nicht im Sicht. Doch, am Bahnhofsvorplatz stand eine Rümelinger Mutter, die ihren Sohn im Krieg verloren hatte. Sie sagte: „Da bass Du élo etrem! Ma jo, di gud sin net hänkomi!“ Das waren die ersten Worte, die er bei seiner Rückkehr in Rümelingen zu hören bekam. Er vergaß sie nie. Jempis Odyssee war zu Ende. Es wurde kein Maskalb geschlachtet zu Ehren des verlorenen Sohnes, der endlich heimgefunden hatte.

Jempi Gleesener brauche jetzt Arbeit. Er meldete sich an einen freien Posten im „Commissariat au Rapariment“ in der Philippass 28 und wurde angenommen. Es blieb ja noch soviel zu tun für die vielen, vielen zwangsrekrutierten Kameraden, die draußen in den alliierten Gefangenlagern schmachteten, für die Kazerler und Umgesiedelten, die, nach ihrer Befreiung, sehnsüchtig auf die Heimfahrt warteten. Die Deutschen kämpften weiter. Noch war Hitler nicht tot.



Unter den Rümelinger zwangsrekrutierten Naziopfern, die am 18. Oktober 1942 die Heimat verlassen mußten, war auch Jean Pierre Krings, geboren am 25. Januar 1921. Der junge Hütten Schlosser hatte seine Lehre 1938 abgeschlossen und arbeitete in der Zentral-Werkstatt auf Arbeit-Belval. Im April 1942 erhielt er seinen Stellungsbeleg zum Arbeitsdienst ins Lager Bertemburg. Hier, in dem großen Lagerkomplex des Moseler-Waldes an der Hellingerrstraße, wo sich heute der Parc Merveilleux befindet, waren vier RAD-Abteilungen untergebracht. Lagerbetriehsleiter war Oberfeldmeister Kriebbaum.

Den ersten nach Bertemburg verlegten Abteilungen, die sich mit dem Lageraufbau im Moseler befaßten, hatte das alte Schloß Jaquinot an der Mondorferstraße Unterkünfte geboten. Das Schloß ist heute verschwunden. Es stand etwa dort, wo sich gegenwärtig die Anlagen hinter dem „Monument aux Morts“ befinden. Zu den RAD-Männern, die mit Jemp Krings im Moseler Lager weilten, gehörte auch Camille Diederich aus Rodange, zur Zeit leitender Techniker der Rümelinger Gemeindebetriebe. Der Dienst war stramm. Stundenlang wurde der bekannte deutsche Parade-Schritt getroschen. Die RAD-Männer sollten „auf Vordermann gebracht werden“, damit sie bei den großen Nazi-Propagandakundgebungen in den Kreisauptstädten durch zackige Aufmärsche glänzen konnten.

Zur Arbeit eingesetzt wurden die Männer hauptsächlich in Hesperingen, wo ein weiteres RAD-Lager errichtet werden sollte. Sonst waren Ausgänge ohne Urlaubsschein nur in einem Umkreis von sechs Kilometern erlaubt. Ende September 1942 war die Bertemburger Arbeitsdienstzeit für Jemp Krings vorbei. Er kehrte nach Rümelingen zurück und übernahm sofort wieder seine berufliche Tätigkeit im Werk Esch-Belval. Knapp zwei Wochen später flatterte der Gestellungsbeleg ins Haus. Bei der Musterung in Esch-Alz, war Jemp Krings der leichten Infanterie zugeweiht worden.

Der Zwangsrekrutierte verließ Rümelingen am Sonntagvormittag, dem 18. Oktober, zusammen mit einer Freundesgruppe, deren Namen bereits zu Beginn dieses Kapitels aufgezählt wurden. (Siehe S. 107). In Luxemburg wurden die Zwangssoldaten sofort in den wartenden Sonderzug nach Trier verladen, jenen Zug, in dem die Luxemburger „Jongen“ vor den Karabinermündungen des Wehrmachtbegleitpersonals ihre patriotischen Gefühle in einer gewaltigen zerstörerischen Protestmanifestation ausübten.

Die Rekrutenabteilung, in deren Reihen Jemp Krings antreten mußte, übermüdete in einer Trierer Kaserne. Am andern Morgen erschien eine Anzahl Wehrmachtgefreite und Obergefreite, die die Luxemburger Neuzugänge aufteilen. Sie wurden zum Bahnhof in Marsch gesetzt und auf drei verschiedene Eisenbahnzüge verteilt. Jemp Krings kam in einen Zug, der in Richtung Polen ging, und zwar nach Plozk an der Weichsel (deutsches Schroetterburg). Von nun an gehörte er zur Stammkompanie des Infanterie Ersatz-Bataillons 492. Die Feldausbildung am SMG (schweres Maschinenweh-) dauerte drei Monate.

Dann, am 20. Januar 1943, wurden die neugebackenen Infanteristen in nordöstlicher Richtung zur Leningrad-Front geschickt. Hier saßen die deutschen Divisionen seit Monaten fest. Es herrschte Stellungskrieg. Der Winter fuhr mit furchbarem Grimm über das russische Land. Die Temperatur fiel bis auf 30 Grad unter Null und ließ die Welt zu Eis erstarren. Tagelang heulten wilde Schneestürme aus den karaischen Weiten. Der Atem erstarrte am Munde zu Eis. Zottige Russenpferde schleppen schwergepackte Panzschlitten durch brusthohen Schnee. Von den Dächern der Russenkatzen, deren Fenster im Schnee versanken, hingen armdicke Eiszapfen. Schneekörner peitschten das Gesicht und blendeten die Posten in den vereisten Stellungen. Der Wind fegte das Eis der Flüsse blank und trieb die Soldaten in die kalten Bunker, über die der Schnee in Wellen brandete.

General Winter, Rußlands großer Verbündeter, stand vor Leningrad und diktierte das Kampfgeschehen. Die Winterausrüstung der Deutschen war dürrig. Filzstiefel und Watteracken gab es nicht für alle. Die Kopfschützer vereisten im Schneegerieße, durch die dünnen Wintermäntel aus „Kartoffelkraut“ fuhr der schneidende Wind. Alte Zeitungen dienten als Brunschoner. Auch die ergiebigsten Spinnstoff- und Wollsammlungen in der Heimat konnten den gewaltigen Wintersachenbedarf im Osten unmöglich auffüllen. Zähneklappernd hockten die Männer an den Geschützen, deren Schösser der Frost verklebte. Ohren, Finger und Zehen erfroren. Der russische Winter forderte seinen Tribut.

Während vierzehn Tagen wurden die Neuankommlinge gleich hinter den Kampflinien von bewährten Frontsoldaten, die eigens dazu abkommandiert worden waren, zum Einsatz gedrillt. Dann erhielt Jemp Krings seine Überweisung an die 121. Infanterie-Division, Regiment 408. Diese Einheit sollte eine dezimierete deutsche Division am Wolchow-Fluß, südöstlich von Leningrad entlasten. Weiß und gefährlich, in eisiger Starre, floß der Wolchow